Luzern, Sonntag — N° 196 — 22. August 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern

und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

— Abonnementspreise: —

Bezug-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Beim Empfang ab Ablage abgeholt	Fr. —.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Bartgenossen	„ —.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post	„ —.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
Für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
Direkter Zustellung	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

— Insertionspreise: —

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:

Lokal-Inserate	10 Cts.
Kleiner Anzeiger	10 Cts., Wiederholungen	8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau	12 „
Uebrige Schweiz	15 Cts., Ausland	20 „

Inserate mit Vorschrift: „Unmittelbar unter dem Cagtitel zu placieren“, werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.

Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr.

Redaktions-Bureaux: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage „Wöchentliche Unterhaltungen“ und „Illustrierte Luzerner Chronik“.

Expedition: Hauptbüreau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt. Pilatusstr.
Telephon-Nr.: 985 409 1596

Die heutige Nummer enthält 16 Seiten

Inhalt: „Der Tessin den Tessinern.“ — Schweiz. — Ausland. — Vermischte Nachrichten. — Vom Büchertisch. — Feuilleton.

„Der Tessin den Tessinern?“

Mit Bezug auf den in der Donnerstagsnummer zitierten Leitartikel des „Dovere“ wird uns aus Eisenbahnerkreisen geschrieben:

Daß die deutschschweizerischen Beamten und Angestellten nicht nur der Eisenbahn, sondern auch anderer öffentlicher Betriebe, sowie in Privatgeschäften von gewissen Volksstellen im Tessin scheel angesehen werden, ist eine alte Geschichte. Sie schicken sich zu wenig in die Rolle des Stimmviehes, machen manchmal Opposition, wenn im Trüben gefischt werden soll, und laufen nicht gern am Gängelbande der unglaublichen Juristen, die bald eine Landplage bilden. Ihr demokratischer Sinn widerstrebt oft dem Personenkultus und der Parteileidenschaft, wie sie jenseits des Gotthard bisweilen gedeihen.

Das steht eigentlich hinter der gegen die Deutschschweizer gerichteten Bewegung? Nichts als blasser Neid und Aemtlijägerei. Das Bestreben, aus einem eidgenössischen Betriebe kantonale Sinekuren zu machen, um die Anhänger einiger Parteigrößen und deren Anverwandte zu versorgen nach dem Motto: „Gibst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst!“

Gerade der Eisenbahndienst wäre so ein Eldorado für viele, die sich für andere Arbeit zu gut dünken oder anderswo nicht untergebracht werden können, da mancher glaubt, diese Beschäftigung sei ja eine leichte Sache. Unter der Privatbahngesellschaft ließ sich das nicht einrichten. Dieser konnte man nicht zumuten, die Bahn in den Dienst einer Günstlingswirtschaft zu stellen, arbeit- und verantwortungsvolle Posten wie Chorherrenpfründen zu besetzen. Jetzt, bald nach der Verstaatlichung, hält man den Zeitpunkt für gekommen, das längstgehegte und vielen verheißene Projekt durchzudrücken.

Wer hinter dem „Viele tessinische Eisenbahner“ steckt, wissen wir schon; wir kennen den Vogel an den Federn. Er trägt einen großen sozialistischen Busch, sprach oft von internationaler Verbrüderung und hatte dabei „nur das Wohl aller Arbeiter“ im Auge. Nachdem ihm aber nach seiner antimilitaristischen Rede am Zürcher See etwas abgewunken wurde und er nach Hause zurückgekehrt und auch dort wieder glücklich in den Rat der Weisen gekommen ist, regt sich in ihm der Kantönligeist, und er möchte damit neue Lorbeeren ernten. Wie es aber um sein Wohlwollen gegen alle Eisenbahner bestellt war, davon können einige Kategorien, die nicht der seinen angehören, ein Liedlein singen.

Doch zur Sache selbst! Sieht es wirklich mit der Besetzung von Stellen durch Deutschschweizer im Tessin so böse aus, daß die Tessiner zum Aufsehen gemahnt werden müssen? Nein, im Gegenteil! Gerade in letzter Zeit sind höhere, gutbesoldete Stellen an Tessiner vergeben worden. Daß jederzeit jenseits des Gotthard sich viele junge Deutschschweizer befinden, kommt eben daher, weil sie zur praktischen Ausbildung dorthin versetzt werden, wie dies auch umgekehrt der Fall ist mit den jungen Tessinern, die in die deutschen Kantone kommen. Es betrifft dies natürlich nur das Personal des Zugs- und Stationsdienstes, da das des Bahnunterhaltes und verwandter Dienstzweige sowieso durchwegs italienischer Zunge ist. Ob sich der gesamte Bahndienst zu einer ausschließlich tessinischen Domäne eigne, ist eine Frage, die mancher tessinische Kollege selber verneinen würde. Es gibt tessinische Eisenbahner, die an Tüchtigkeit und Pflichttreue ihresgleichen suchen, sei es in dieser oder jener Stellung. Aber es gibt auch andere, die eine Last sind für jene, welche mit ihnen arbeiten müssen, die sich von jeder Arbeit und von jeder Verantwortlichkeit drücken mit dem Schlendrian, der jenseits der Grenze wahrzunehmen ist, und dem die besseren Landsleute selber entgegentreten, aber vergebens. Auf der Südseite des Gotthards heißt es eben auch: „Der Jar ist weit.“ Wäre er näher, würde es öfters freie Stellen geben!

Wir haben gar nichts dagegen, wenn tüchtige Tessiner Kollegen vorwärts kommen und die Stellen besetzen, wofür sie fähig sind. Wir finden unser Brot dann auch in der deutschen Schweiz, aber ohne daß wir meinen, wir müßten uns an den Heimatskanton halten. Solange aber die Schulen im Tessin kein höheres Niveau erreichen und man im Bahndienst nur eine Versorgungsanstalt für Protektionsjäger erblicken will, ist es wohl besser, es gehe dort unten noch einige Deutschschweizer, die ein Beispiel von Diensteifer und Disziplin geben. Es ist seit der Eröffnung der Gotthardbahn dank der Pflichttreue des Personals kein großer Unfall vorgekommen, und der Himmel möge den Kreis V davor bewahren, daß im Tessin Dienst und Sicherheit nach italienischem Muster von jenseits der Grenze einreißen.

Bezüglich der verlangten Einführung der italienischen Amtssprache können wir nur konstatieren, daß von jeher sämtliche Vorschriften, Zirkulare und Weisungen stets in deutsch und italienisch erlassen wurden, und daß keiner gehindert war, italienisch zu schreiben, wenn er nicht anders konnte. Dafür hatte die Verwaltung die nötigen Uebersetzer.

Es ist übrigens auch eine bekannte Tatsache, daß Deutschschweizer, die seit langem im Tessin tätig sind, sozusagen aufgehen im tessinischen Leben, und was sie sich nach bewahren von der Heimat her, ist gewiß nicht zum Nachteile der Allgemeinheit. Man könnte daher auch schließlich von einer Italianisierung der Deutschschweizer im Tessin sprechen.

Mit dem Schlagwort „Tessin den Tessinern“ wäre es ja schließlich möglich, daß andere Kantone das gleiche Begehren stellten. Und schließlich könnte es konsequenterweise noch weiter gehen und jede Gemeinde die Stellen in ihrem Gebiete für ihre Bürger reklamieren. . . . Aber die durch keine Kantonsgrenzen gehemmte Verteilung des Personals muß bestehen bleiben, und es soll ein gut geschultes, tüchtiges Personal herangezogen werden; eine Mischung von deutschem, italienischem und französischem Element ist für das Personal nur gut; es gleicht sich dabei verschiedenes aus, und man lernt sich kennen und verstehen.

Zur Jungfraubahn.

(W.) Hr. Apotheker Fr. Beck in Interlaken äußert sich über den Bau der Jungfraubahn folgendermaßen: Ich bin zu sehr von den wirtschaftlichen Vorteilen überzeugt, die ein Schienenstrang auf einen Vierlausender dem Berner Oberlande, ja der ganzen Schweiz gewährt, als daß ich gegen jede Bergbahn auftreten würde; daß aber der schönste Schneegipfel unserer Alpen geopfert werden soll, wenn sich das Streben nach oben anderswo ebensogut befriedigen läßt, dagegen wehre ich mich mit allen meinen schwachen Kräften. In einigen Jahren ist das Jungfraujoch erreicht; möge bis dahin der Ruf: „Bis hieher und nicht weiter“ oder zurück auf den Mönch!“ ein Machtwort werden.

Eine Bahn auf den Mönch dürfte geringeren Schwierigkeiten begegnen und infolge der kürzeren Strecke auch weniger kosten, als eine solche auf die Jungfrau. Die Höhe von 4000 Metern wäre auch dort überschritten und ein der Jungfraussicht wenig nachstehendes Panorama gewonnen. Wenn die Befürworter der Jungfraubahn aber befürchten, der Mönch besitze zu wenig Anziehungskraft, so legen sie selbst das Geständnis ab, daß ihr „gemeinnütziges“ Projekt doch nur ein Finanzgeschäft

Feuilleton.

Sommerferien und Märchenwelt.

Zum erstenmal in meinem ¾ Jahrhundert-Leben (woran ein ¼ Jahrhundert im süßen Ehejoch eingeschaltet) bin ich endlich zu einer mehrwöchentlichen „Kuspannung“ gekommen. Aber trotz allem Streben nach Freiheit fühlte ich mich doch wieder zum „ewig Weiblichen“ hingezogen und liege nun hier oben in der Bergwelt zu Füßen der größten und meistbewunderten aller „Jungfrauen“. Doch alles Schmachten strahlt wirkungslos an ihrem eisigen Gletscherherzen ab. Mit neidischem, fernrohrbewehrtem Blicke kann ich zwar die Wahrnehmung machen, wie andere glücklichere, aber auch viel jüngere Anbeter, ihr über Schätze, Brust und Schultern auf das stolz in blaue Himmelsluft 4167 Meter hinaufragende Haupt hinaufkrabbeln. Nur wenn die Verehrer allzu dreist werden, wirft sie hie und da einen in den tiefen Abgrund. Ist auch mein Fuß gebrochen, so ist mein Herz doch ganz, aber ich lasse mich in das frivole Spiel gar nicht ein. Viel lieber wende ich meine Aufmerksamkeit der nähern Umgebung zu. Das prächtige Hochplateau von Wengen bietet mit seinen 32 Hotels und Pensionen, die im großen Wiesenteppich malerisch zerstreut eingebettet sind, der reizenden Anhaltspunkte genug. Doch ich will das Leben in dieser wärzigen Alpenluft, fern vom staub- und benzinreichenden Weltgetriebe, nicht schildern; das würde wieder Arbeit bedeuten und ich habe meinen Lebens-Wahlspruch: „Tue recht und scheue niemand“ für den hiesigen Ferienaufenthalt abgeändert in den Vers „Tue nichts und scheue jedermann“, denn nur auf diese Weise kann man die ärztlich verordnete Ruhe genießen.

Aber auch hier spinnen des Schicksals Mächte. Letzten Sonntag brodeln im sagenreichen Eigernordwande die ersehnte Ruhe genießen wollte, ging es nicht lange, da wurde es lebendig um mich her. Graue Zwerge, rote Kobolde, blaugrüne Elfen krabbelten überall aus Felsblöcken und Tannengruppen hervor. Gar bald mußte ich erkennen, daß ich in das Zauberreich des „Freilicht-Märchenspiel“ von Wengen geraten war. Mit vollen Zügen genoß ich dieses liebliche Traumbild im tiefen Waldesdunkel.

Das Märchenspiel hat den Titel „Die Schildträger der Jungfrau“ und ist von Fräulein Käte Zoll aus Zürich verfaßt und mit großer Liebe und Geduld mit einer hundertköpfigen Jugendschar von Wengen, aus der nur 5 Erwachsene in größeren Rollen hervorragen, einstudiert worden; auch die Musik und alle Kostüme stammen von der gleichen Urheberin. In sinniger Weise stellt das Märchenspiel den Kampf der Zwerggeister mit den modernen Verkehrsmitteln dar. Der Zwergenkönig grollt der Menschenbrut, die Felsen und Berge bezwingt und seinen Frieden stört; in seiner Macht will er sie verderben. Die Mindbraut (der Föhn) erhält den Befehl, den verhaßten Pietro (Ingenieur), der arglos mit seiner Braut daherkommt, in die Tiefe zu stürzen. Doch der Erdgeist schützt das Liebespaar und der beammgene Zwergenkönig wandert in seinem Grolle mit seiner Zwergenschar aus in ein anderes Land. Der gerettete Pietro wird von Vreneli und den Wassergeistern gepflegt und das geniale Menschenwerk, die Jungfraubahn, nimmt seinen ungestörten Fortgang. Prächtig ist das farbenreiche Schlußbild, wo Wasserniren, Elfen, bunte Schmetterlinge und Alpenblumen in abwechslungsreichen Gruppen von Kindern findet, die die sonnigen Gefilde der lieblichen Dichtung in heller Jugendfreude zu sich niedersteigen. Es ist das Theater von Wengen allerdings ein ganz anderes Genre von Freilichtbühne als dasjenige von Hertenstein. Es muß auch nach einem ganz andern Maßstabe gemessen werden. Nur in einem Punkte ist fatalerweise eine Aehnlichkeit vorhanden, daß beiderorts auch bei gutem Versuche die Einnahmen die Unkosten kaum zu decken vermögen. Die Finanzfrage ist und bleibt die böse Windsbraut, die so manches Kunstunternehmen nicht aufkommen läßt.

—u—

„Die meist geschiedene Frau der Welt.“

Diesen Ehrentitel erteilt Nihal Singh in der „Hindustan Review“ in einem Aufsatz, der die sozialen Verhältnisse Amerikas behandelt, der Amerikanerin Frau Grace Snell-Coffin-Coffin-Walker-Coffin-Layman-Love. Es heißt da:

Diese Frau ist schon fünf mal geschieden und ist jetzt im Begriffe, die Scheidung gegen ihren sechsten Gatten einzuleiten. Frau Love ist noch nicht 40 Jahre alt. Ihre Laufbahn als Ehefrau begann sie als sechzehnjähriges Mädchen. Sie ist die Tochter des Missionärs Amos J. Snell aus Chicago, der vor 20 Jahren in geheimnisvoller und nie aufgeklärter Weise ermordet wurde. Grace Snells erste Ehe währte 10 Jahre; dann ließ sich die Frau von ihrem Gatten, Hrn. Coffin, wegen „Unberechenbarkeit des Charakters“ scheiden. Frau Coffin behielt das der Ehe entsprungene Kind und zog nach dem Osten der Union, während Dr. Coffin einsam seinen Lebensweg fortsetzte. Im gleichen Jahr erkrankte jedoch das Kind, Frau Coffin ließ den Vater rufen und an dem Totenbette des Kindes kam eine Aussöhnung der Eltern zu stande. Man heiratete zum zweiten male und verbrachte die zweiten Flitterwochen in Chicago; bald aber entdeckte von neuem Frau Coffin im Charakter ihres Mannes Unzulänglichkeiten. Man aß nicht mehr am selben Tische und schließlich verschwand Dr. Coffin.

Inzwischen hatte sich eine Ehescheidungsdiskussion zwischen der verlassenen Ehefrau und dem Oberkellner Walker des Hotels, in dem Frau Coffin-Coffin wohnte, entwickelt. Man ließ sie sich scheiden, schickte ihnen neuen Verehrer, bei dem sie eine herrliche Stimme entdeckt haben wollte, zur Ausbildung nach Europa, schenkte ihm ein Jahr später 200,000 Mark und machte ihn zu ihrem Gemahl. Plötzlich entdeckte Frau Coffin-Coffin-Walker in sich literarisches Talent, und sie schrieb einen Roman. Ihr neuer Gatte litt es nicht — vor Gericht erklärte die Gattin, daß er auf die von ihr geschaffenen Helden eifersüchtig sei — und eine Scheidung kam zu stande wegen Grausamkeit.

Kaum war die gesetzmäßige Frist verstrichen, so führte die geschiedene Frau ihren ersten und zweiten Gemahl Frank Miron Coffin zum dritten Male zum Altar. Alles ging auch anfangs gut, bis eines Tages Dr. Coffin wiederum die Flucht ergriff. Das Weltverraten von Frau Coffin-Coffin-Walker-Coffin erlitt einen herben Stoß, und eine Zeit lang lebte sie gattenlos. Aber sie erholte sich wieder und heiratete den Hrn. Perkins A. Layman, einen Hotelbeamten aus Amerika in Kalifornien. Aber auch dieser Versuch scheiterte: Dr. Layman folgte nach Jahresfrist dem Beispiel seiner Vorgänger, er packte seine Koffer und reiste auf und davon. Die fünfte Scheidung wurde ausgesprochen. Zwei Jahre lang dachte die Verlassene über Eheprobleme nach, dann meldete sich Hrn. Dr. Hugh Love, ein Journalist, der sich bereit erklärte, die Vielgeschiedene heimzuführen. Sie heirateten, und zwei Jahre lang ging alles gut. Jetzt aber hat Frau Love wegen Grausamkeit Scheidungsklage eingereicht. Sie soll bereits einen Mann in Aussicht haben, der als siebenter mit ihr einen Ehenversuch unternehmen will. Eingeweihte wollen wissen, daß sie zunächst noch einmal Hrn. Coffin heiraten wolle. Sie selbst ist keineswegs mutlos; einem Bekannten hat Frau Snell-Coffin-Coffin-Walker-Coffin-Layman-Love erklärt: „Wenn es das erste mal nicht gelingt, so muß man es eben immer wieder und wieder versuchen.“

Ein Ferienaufenthalt in einer Kaltwasser- oder in einer Zwangsarbeitsanstalt würde ihr vielleicht auch gut tun.